

Intuition in therapeutischen Prozessen

Jürgen Kriz

Zusammenfassung

Statt einer abstrakten Definition werden zunächst einige Narrationen aus unterschiedlichen Perspektiven zur Klärung des Begriffs „Intuition“ vorgetragen, diskutiert und daraus wesentliche Aspekte resümiert. Sodann wird gezeigt, wie schwer sich unsere abendländische Kultur auf Prozesse der Intuition einlassen kann. Dies liegt an ihrem Fokus auf verdinglichende Sprache sowie an ihren Metaphern und Prinzipien aus der klassischen, mechanistischen Wissenschaft – die aber unsere Alltagswelt durchdrungen hat und mit verflochten ist. Demgegenüber fällt es im Rahmen der modernen systemwissenschaftlichen Theoriebildung und Diskussion wesentlicher leichter, Prinzipien der Intuition angemessen zu erörtern. Anschließend wird, im Hinblick auf die Praxis, dafür plädiert, zur Förderung von Intuition in stärkerem Maße imaginative Vorgehensweisen in der Therapie zu berücksichtigen.

Vorbemerkung

Der Vortrag, aus dem dieser Beitrag erwachsen ist, wurde unter dem (vorgegebenen) Titel „Innere und äußere Stimme – die intuitive Steuerung therapeutischer Prozesse“ am Schlussplenum des 4. Weinheimer Symposiums, unter dem Motto „Intuition“, im März 2001 in Osnabrück gehalten. Die Veränderung der Themenstellung gegenüber der Vorgabe resultiert daraus, dass „innere Stimme“ in unklarer Weise sowohl als Metapher für eher intuitive Prozesse (s.u.) verwendet wird – etwa im Kontext: „das sagt mir eine innere Stimme“ – als auch für verinnerlichte, aber ehemals „äußere“ Stimmen, die ggf. sogar als Introjekte eher maßregelnd und zwangsordnend die Intuition bekämpfen können. Ebenso scheint der Begriff „Steuerung“ heutzutage noch zu stark zu Missdeutungen einzuladen, bei denen Bedeutungen von „Prozess-Begleitung“, „Bereitstellen von Entwicklungsbedingungen“ etc. eher missachtet werden. Letztlich soll die veränderte Themenstellung auch dem Aspekt Rechnung tragen, dass in therapeutischen Prozessen nicht nur die Intuition von *Therapeuten* gefragt ist, sondern dass die Perspektive auf die Intuition der *zu Therapierenden* ebenso bedeutsam ist.

Aspekte der „Intuition“

Entsprechend der noch zu entfaltenden Konzeption von „Intuition“ scheint es mir bedeutsam, dass die notwendig lineare Abfolge von Wörtern im Folgenden nicht dazu verleitet, diesen in ebenso linearer Weise zu folgen, um zu einem instruierten Nach-Denken zu gelangen. Vielmehr würde ich es begrüßen, wenn in konkreter Anwendung des noch Folgenden die gelesenen Wörter – als eine Art „äußere Stimme“ – vor allem eine fruchtbare Umgebungsbedingung zur Aktivierung der „inneren Stimme“ für die Leser darstellen. Aus

diesem Grunde soll statt einer logischen Aufeinanderfolge von Einzelargumenten ein Zusammenspiel aus unterschiedlichen Perspektiven in Form von fünf Aspekten, Bildern oder Schlaglichtern das hervorheben, was mir an „Intuition“ wesentlich erscheint.

1) Eine relevante Perspektive wird durch die gängigen Definitionen von „Intuition“ eingenommen: Wörterbücher und Lexika heben hervor, dass mittels Intuition etwas erfahren und erfasst wird, das wir uns nicht auf die übliche rationale, planerische, denkerische Weise aneignen (oder gar: aneignen *könnten*). „Es“ fällt uns vielmehr zu, ohne dass wir den Weg dieser Aneignung genau – z. B. analytisch in zielgerichtete Schritte zerlegt oder operationalisiert – planen oder auch nur beschreiben könnten. Allerdings „gibt“ es dieses „Es“ irgendwie – was die Intuition z. B. von einer Halluzination oder einer Konstruktion im Sinne des sog. „Radikalen Konstruktivismus“ unterscheidet. Intuition ist somit deutlich auf Vorgänge „in der Welt“ gerichtet, stellt also eine Beziehung dessen, der die Intuition hat, zur Welt dar bzw. her. Für C. G. Jung ist Intuition daher (mit Empfinden) eine Wahrnehmungsfunktion, die von den Urteilsfunktionen (Denken und Fühlen) unterschieden wird. Diese Trennung wird aber im üblichen Sprachgebrauch nicht gemacht: Wenn man sagt, dass ein Kind eine Situation intuitiv erfasst, oder, deutlicher noch, dass man sich „intuitiv richtig entschieden“ habe, so sind hier Wahrnehmung und Bewertung enger als in der Jung'schen Psychologie miteinander verbunden. Ebenso kann man sich „intuitiv richtig verhalten“ haben, d. h. die Erfassung und Bewertung einer komplexen Situation kann mit dem Fokus auf den intuitiven Prozess auch noch auf das Verhalten ausgedehnt werden.

Auch bei künstlerischem und sonst kreativem Schaffen spricht man daher oft von „Intuition“. Bedeutsamer Kern aber bleibt ein nicht-reduktionistischer, nicht-analytischer, ganzheitlicher kognitiver Vorgang bei der Erfassung, (weitgehend unbewussten) Verarbeitung und ggf. der resultierenden Handlung bzw. des Ausdrucks in einer komplexen Situation.

2) Dies wird aus einer anderen Perspektive weiter erhellt: In einem seiner letzten Beiträge schreibt der bekannte humanistische Therapeut Carl Rogers:

„Wenn ich als ... Therapeut ganz auf meinem Höhepunkt bin, entdecke ich ein weiteres Merkmal. Ich bemerke, wenn ich meinem inneren, intuitiven Selbst ganz nahe bin, wenn ich irgendwie mit dem Unbekannten in mir in Berührung bin, wenn ich mich vielleicht in einem etwas veränderten Bewusstseinszustand in der Beziehung befinde, dass alles, was immer ich tue, voller Heilung zu sein scheint....

Es gibt nichts, was ich tun kann, um diese Erfahrung zu erzwingen...

...dann handle ich vielleicht in seltsamer und impulsiver Weise in der Beziehung, in einer Weise, die ich rational nicht rechtfertigen kann, die nichts mit meinen Denkprozessen zu tun hat. Aber diese seltsamen Verhaltensweisen stellen sich auf eine irgendwie merkwürdige Weise als richtig heraus. In solchen Augenblicken scheint es, dass mein innerer Sinn (inner spirit) sich hinausgestreckt und den innersten Sinn des anderen berührt hat. Unsere Beziehung transzendiert sich selbst und wird Teil von etwas Größerem.

Ich bin mir dessen bewusst, dass dieser Bericht etwas Mystisches an sich hat. Unsere Erfahrungen, das ist klar, schließen das Transzendente, das Unbeschreibbare, das Spirituelle ein. Ich sehe mich gezwungen anzunehmen, dass ich, wie viele andere, die Wichtigkeit dieser ... Dimension unterschätzt habe.“ (Rogers 1986, S. 242)

Ich habe dieses Zitat von Rogers nicht zuletzt auch deswegen gewählt, weil damit – am Ende des Kongresses – nochmals ein verbindender Bogen zum Eröffnungsvortrag von Matthias Varga von Kibéd geschlagen wird. Dieser betonte ja, dass bei seinen „Systemischen Strukturaufstellungen“ (Sparrer & Varga von Kibéd 2000) der ganze Körper in der Gesamtkonstellation als eine Art „Wahrnehmungsorgan“ fungiert, über das man allein und in anderen Kontexten so nicht verfügt. Und die repräsentierende Wahrnehmung von sich selbst – wenn der Protagonist in der Aufstellung an jene Stelle geht, die bisher ein anderer an seiner Stelle eingenommen hat – unterscheidet sich erheblich von der Alltagswahrnehmung. Dieses intuitive Erfassen der Gesamtkonstellation und der eigenen Position darin findet so ähnlich statt wie beim externen Repräsentanten. Das dabei entstehende innere Bild ist zugleich sehr fremd und sehr vertraut.

Es scheint somit Situationen und Bedingungen zu geben, bei denen die Sensibilität und Wahrnehmungsfähigkeit gegenüber der üblichen Alltagswahrnehmung erheblich gesteigert ist. Möglicherweise hängt dies mit geringerer Ablenkung vom „Blick auf des Wesentliche“ zusammen – ein Blick, der in der starken Reizflut der üblichen Alltagssituationen schwerer möglich ist als z. B. in den Strukturaufstellungen. So wie ja auch die Sterne tagsüber durch das starke Sonnenlicht oder auch nachts durch ein starkes Streulicht der Großstadtbeleuchtung nicht oder nur kaum wahrgenommen werden können.

3) Ein drittes Beispiel nimmt dieses Motiv des Schauens jenseits der alltagsüblichen Erfahrung noch extremer auf: In einer Fallgeschichte des bekannten Psychiaters Oliver Sacks berichtet dieser von einem stark retardierten, autistischen Zwillingpaar, das auch im Erwachsenenalter ständig in einer Klinik untergebracht war, da die beiden nicht für sich selbst sorgen konnten. Sie waren nicht in der Lage, einfache Rechenaufgaben – wie z. B. die Addition zweier einfacher Zahlen – durchzuführen. Doch Sacks berichtet:

„Eine Streichholzschachtel fiel vom Tisch, und der Inhalt lag verstreut auf dem Boden. ‚Hundertelf‘, riefen beide gleichzeitig; dann murmelte John ‚Siebenunddreißig‘. Michael wiederholte das, John sagte das ein drittes Mal und hielt inne. Ich zählte die Streichhölzer – das dauerte einige Zeit –, und es waren einhundertelf.

‚Wie konntet ihr die Hölzer so schnell zählen?‘ fragte ich sie. ‚Wir haben sie nicht gezählt‘, antworteten sie. ‚Wir haben die Hundertelf gesehen.‘ ... ‚Und warum habt ihr Siebenunddreißig gemurmelt und das zweimal wiederholt?‘, fragte ich die Zwillinge. Sie sagten im Chor: ‚Siebenunddreißig, siebenunddreißig, siebenunddreißig, hundertelf.‘

Und dies fand ich noch verwirrender. Daß sie einhundertelf – die ‚Hundertelfheit‘ blitzartig ‚sehen‘ können sollten, war ungewöhnlich.... Doch dann hatten sie die Zahl Hundertelf noch in ‚Faktoren‘ zerlegt, ohne über eine Methode für diesen Vorgang zu verfügen, ja ohne (im

üblichen Sinne) zu ‚wissen‘, was ein Faktor überhaupt ist... ‚Wie habt ihr das herausbekommen?‘ fragte ich ziemlich erbost. Sie erklärten, so gut sie konnten, in armseligen, unzureichenden Begriffen – aber vielleicht gibt es hierfür auch keine passenden Worte –, sie hätten es nicht herausbekommen, sondern es nur blitzartig gesehen...“ (Sacks 1990, S. 261)

Im weiteren Verlauf stellte Sacks fest, dass die beiden das Hobby hatten, sich miteinander in sechs- und mehrstelligen Primzahlen zu unterhalten, obwohl es keine einfache (mathematische) Methode gibt, herauszufinden, ob es sich bei einer so großen Zahlen jeweils um Primzahlen handelt oder nicht. Wieder konnten die Zwillinge selbst keine Erklärung dafür geben, außer dass sie diese Zahlen „sehen“ würden.

Dieses Beispiel wirft sowohl Fragen nach der Erklärung dieser merkwürdigen Fähigkeit auf als auch danach, was überhaupt an Primzahlen „gesehen“ werden kann, d. h. auf was die Primzahlen jenseits der kulturellen Erfindung der Mathematik (welche die Zwillinge ja nicht im geringsten beherrschten) verweisen. Natürlich mögen einem hier die Zahlenmystik der Pythagoräer und die „Ideen“ Platons einfallen (die übrigens über Kepler und C. G. Jung als „Archetypen“ bis in die moderne Naturwissenschaft hinein Wissenschaftler beschäftigt – vgl. Kriz 1997), aber eine „Erklärung“ im üblichen Sinn liefern solche Verweise keineswegs.

4) Ein weiterer Fallbericht von Sacks soll deutlich machen, wie in der Tat die „Behinderung“ alltäglicher Fertigkeiten die Sensibilität so steigern kann, dass eine Situation intuitiv eher angemessen beurteilt wird, während wir in der üblichen Alltagshaltung darüber „hinwegsehen“ und uns täuschen lassen:

Bei einer vom Fernsehen übertragenen Rede des amerikanischen Präsidenten (vermutlich Reagan) wurden die meisten Patienten einer Krankenhaus-Station von Lachkrämpfen geschüttelt, andere wirkten besorgt und verwirrt, während Sacks und das andere Personal nichts Besonderes an der Rede bemerkten. Es handelte sich um eine Aphasie-Station. Und (schwere) Aphasiker können zwar aufgrund einer Störung bzw. Verletzung im sensorischen Sprachzentrum (im linken Schläfenlappen) die Bedeutung von Worten nicht begreifen, verstehen aber in alltäglichen Situationen dennoch das meiste, was man zu ihnen sagt. Sie leiten dies aus Gestik und Mimik, Tonfall, Rhythmus, Satzmelodie etc. des Sprechers ab und sind somit notgedrungen besonders sensibel dafür. „Folglich“, so schreibt Sacks gegen Ende seiner ausführlichen Schilderung der Reaktion der Patienten auf die Rede des Präsidenten, „waren es die Mimik, die schauspielerischen Übertreibungen, die aufgesetzten Gesten und vor allem der falsche Tonfall, die falsche Satzmelodie des Redners, die diesen sprachlosen, aber ungeheuer sensiblen Patienten heuchlerisch erschien.“

Ähnlich reagierte eine andere Patientin dieser Station, die aber aufgrund einer Störung im rechten Schläfenlappen an totaler Agnosie litt, bei der sie ganz auf die richtige Wahl der Wörter und deren Beziehung zueinander angewiesen war, um das Gesagte zu verstehen, während sie keine Fähigkeit mehr hatte, den „evokativen“ Anteil der Sprache zu erfassen – jener Anteil, in dem z. B. Tonfall und Gefühl vermittelt werden. Zur Rede des Präsidenten bemerkte sie: „...er gebraucht die falschen Worte. Entweder ist er hirngeschädigt oder er hat etwas zu verbergen.“

Sacks resümiert: „Wir ‚Normalen‘ wurden ... tatsächlich gründlich hinter Licht geführt. Die Täuschung durch die Worte war, im Verein mit der Täuschung durch den irreführenden Tonfall, so gekonnt, dass nur die Hirngeschädigten davon unbeeindruckt blieben.“ (Sacks 1990, S. 120).

5) Diese Sensibilität der „Behinderten“ im Vergleich zu uns „Normalen“ leitet unmittelbar zum letzten hier gewählten Aspekt über. In der Ausbildung und Supervision junger Therapeuten habe ich zunehmend die Überzeugung gewonnen, dass eine der wesentlichsten Fähigkeiten, die ich in ihnen zu entfalten verhelfen möchte, in eben jener Sensibilität beruht: Es ist dies eine Sensibilität für ihre eigenen intuitiven Prozesse, die aber gleichzeitig, wie wir sahen, eine Sensibilität für die Ganzheit der Situation mit umfasst und die damit auch auf die Interaktion (hier möchte ich sogar lieber sagen: auf die Begegnung) mit dem oder den Patienten gerichtet ist und damit intuitiv auch viele Aspekte deren Ausdrucks – wieder als Äußerung komplexerer innerer Prozesse – mit erfasst.

Dies klingt ebenso vage wie anspruchsvoll. Beides muss daher relativiert werden; denn als Anforderung verstanden – dazu noch als Anforderung, von der unklar zu sein scheint, wie man sie erfüllen könnte – kann dies eher zum Gegenteil führen, nämlich zu ängstlicher Verkrampfung, die intuitiven Prozessen eher im Wege steht. Gemeint ist vielmehr eine Öffnung für ungewöhnliche Empfindungen, Gedanken und Wahrnehmungen mit möglichst wenig voreiliger Zensur oder Kategorisierung. Gerade das Studium hat aber den Zugang zu dieser Sensibilität allzu oft eher verstellt: Das Wissen, die theoretischen Kenntnisse und Vorstellungen, die diagnostischen und anderen klinischen Kategorien hindern zunächst eher, sich auf eine solche Beziehung einzulassen, von der beispielsweise Rogers sprach. Dies soll nicht als Plädoyer gegen solche Studieninhalte verstanden werden: Von einem professionellen Therapeuten wird in vielen Kontexten eben anderes verlangt als jene Sensibilität in der therapeutischen Beziehung. Aber für diese Beziehung und für Intuition ist eine Weltsicht durch die kognitive Brille vorgefertigter Kategorien nicht förderlich. Und es bedarf wohl keiner langen Ausführungen darüber, dass Therapeuten, die ihrer eigenen Intuition misstrauen und sie entsprechend durch hinderliche Ordnungen nicht zum Tragen kommen lassen, kaum einladend auf Patienten wirken, nun ihrerseits ihre intuitiven Kräfte zu erkunden und zu fördern.

Zwischenresümee: Wenn man die wesentlichen Aspekte der fünf gewählten beispielhaften Perspektiven auf das, was mit „Intuition“ gemeint sein könnte, zusammenfasst, so geht es um einen Zugang zum Verständnis von Prozessen, der nicht den üblichen, alltäglichen, rationalen, planerisch-zielgerichteten Weg analytisch-kategorial beschreibt und daher eher linkshemisphärisch, mit dem „Intentionsgedächtnis“ (Kuhl 2001) verbunden ist, sondern bei dem man sich vielmehr ganzheitlich, aufmerksam-kontemplativ dem Geschehen öffnet, was eher rechtshemisphärisch, mit dem „Extensionsgedächtnis“ verbunden ist.

Das Erkannte kommt daher auch eher „Einfall-artig“. (Hier erscheint mit sogar der Verweis auf Martin Buber (1974) angebracht, der formuliert: „Das Du begegnet mir von Gnaden – durch Suchen wird es nicht gefunden.“)

Als Hypothese möchte ich hinzufügen, dass bei diesen intuitiven Einfällen vermutlich weniger die manifeste Ordnung in den Prozessen als vielmehr die latenten Ordner erfasst werden – also jene strukturierenden Kräfte, die diese Ordnungen hervorbringen. Dies wird unten nochmals aufgegriffen und näher erläutert.

Intuition im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Kontext

„Intuition“ ist in der Mainstream-Wissenschaft – auch in der Psychologie – ein vergleichsweise wenig beforschtes Konzept. Man kann sogar sagen, dass die abendländische Wissenschaft den intuitiven Zugang „zur Welt“ eher verbannt hat (beispielsweise mit der Bekämpfung der Hexen und der Alchemie) und stattdessen den analytischen-diskursiven Weg einseitig bevorzugte. Während beispielsweise Kepler, der teilweise noch in den Anschauungen des Mittelalters stand, seine Erforschung der Planetenbahnen trotz aller experimentellen und mathematischen Exaktheit eher intuitiv betrieb und die göttliche Harmonie des Kosmos darstellen wollte, waren die Motive der „Väter“ moderner Wissenschaft andere: Bacon, als Generalstaatsanwalt am englischen Königshof mit Hexenprozessen bestens vertraut, bekämpfte deren alternativen, intuitiven Zugang. Das Denken Descartes, das wesentlich die Trennung von Körper und Geist propagierte, wurde von seinen Schülern als Basis genommen, um grausamste Tierexperimente durchzuführen, bei denen die Tiere z. B. lebendig auf Bretter genagelt und seziert wurden. Die Schmerzensschreie der Tiere wurden, extrem materialistisch, als „nichts anderes“ als das Schlagen eines Uhrwerks interpretiert. Hier hat der wissenschaftliche Geist offenbar jeden intuitiven Zugang zum Mit-Leid mit der Kreatur verstellt – während noch fast jedes Kleinkind zu einer solchen Empathieleistung fähig ist. Newton letztlich war durch die Art seiner Naturkonzeption Begründer für die Gleichgültigkeit (im doppelten Sinne) gegenüber der Natur. Zergliedernde Analyse, Homogenität und Synthese solch homogener Einheiten sind wesentliche Aspekte dieses Zugangs. Entsprechend dieser Ideologie werden Steine in ihrer Eigenstruktur und ihrem Eigenwert ignoriert und zu homogenem Beton zermahlen und synthetisiert – ein Material, das sich beliebig verbauen lässt. Ähnlich wird bei der Herstellung von Hartfaserplatten und „Formfleisch“ vorgegangen. Und es darf gefragt werden, ob die Analyse von historisch gewachsenen Therapierichtungen auf deren „Wirkfaktoren“ hin sowie deren Isolierung und Synthese zur „Super-Therapie“ nicht derselben Ideologie entspricht, bei der Teilaspekte eines bestimmten therapeutischen Vorgehens (einschließlich des zugrunde liegenden Welt- und Menschenbildes) ihres Eigenwertes in diesem Kontext und ihres „sogeworden-Seins“ beraubt werden, um diese kontextlosen, homogenen „Wirkfaktoren“ dann scheinbar beliebig zusammenfügen zu können. Bei aller Kürze (etwas ausführlicher

in Kriz 1997) darf gesagt werden, dass die abendländische Wissenschaft vorwiegend einen Zugang zur Welt propagiert, bei dem Intuition, Ganzheit und Qualität (im Sinne der „Qualia“) irrelevant sind. Dies wäre im Kontext unserer Fragestellung bestenfalls eine interessante wissenschaftshistorische Anmerkung, wenn sich diese Haltung auf den Wissenschaftssektor beschränken würde. Die Entwicklung der Wissenschaft hat aber unsere Kultur so bedeutsam beeinflusst und in ihren Common-Sense-Bereichen durchdrungen, dass diese wissenschaftlichen Maxime und Metaphern auch zur Leitkultur (und allzu oft auch: Leid-Kultur) der Alltagswelt geworden sind. Dies gilt ganz besonders für die Lebenswelt von Patienten, die nach meiner Erfahrung allzu häufig mangelndes *Vertrauen* in Selbstorganisationsprozesse und in ihre Sensibilität für günstige Entwicklungsbedingungen durch *Kontrolle* ihrer eigenen Lebensprozesse und der anderer zu kompensieren versuchen – oft eben mit mangelndem Erfolg.

Auch für Therapeuten trägt diese Ideologie nicht gerade zur Förderung der Intuition bei: wenn beispielsweise über „Qualitätskontrolle“ in der Psychotherapie geredet wird, so geht es dabei fast ausschließlich um das zielorientierte Erreichen vorgegebener, niedrigkomplexer *quantitativer* Größen. „Wirkfaktoren“ werden operational definiert und damit auf jene Aspekte reduziert, die sich gut und einfach empirisch fassen lassen – Intuition gehört gewiss nicht dazu. „Gutes“ und „effektives“ therapeutisches Vorgehen wird allzu sehr an die Befolgung von in Manualen festgelegten Vorschriften und Regelschritten geknüpft. In solchen Kontexten erscheint „Intuition“ dann überflüssig – bestenfalls noch hier und da auf Aspekte reduziert, die sich trainieren lassen und in Manuale eingebettet werden können.

Im Gegensatz zur alltagspsychologischen Ansicht über die Prinzipien von Wissenschaft, die weitgehend aus dem 19. Jahrhundert stammen, kann die moderne systemwissenschaftliche Forschung allerdings sehr viel zu Prozessen sagen, die auch für Intuition typisch sind. Ja, es gibt sogar Bereiche, die auf ungeahnte Weise von der Intuition Gebrauch machen – so etwa in der mathematischen Erforschung von fraktaler Geometrie. Es handelt sich dabei um einen Bereich, in dem nicht-lineare Dynamiken am Computer bildlich dargestellt werden und so zu intuitiven Einsichten und Hypothesen der Mathematiker führen können. Die Ableitungen und Beweise sind dann zwar nach wie vor rein mathematisch – aber die Erkenntnisse, die überhaupt die Richtung angeben, in die zu untersuchen sei und was dabei bedeutsam und interessant sein könnte, werden eher anschaulich intuitiv gewonnen. Hier macht man sich offenbar die Fähigkeit des kognitiven Apparats des Menschen (also seine Wahrnehmung, Aufmerksamkeit und Verarbeitung) zunutze, in komplexen Strukturen rasch Regelmäßigkeiten entdecken zu können, die vielleicht sehr schwach sind oder sich in der weiteren Dynamik erst noch entfalten, und wo die Intuition den mathematisch-algorithmischen Screeningverfahren offenbar überlegen ist.

Gerade dieser Aspekt erscheint mir auch für die therapeutische Intuition bedeutsam zu sein. Intuitiv erfasst werden oft Entwicklungen, die in ihren Anfangsstadien noch recht schwach

ausgeprägt sind, sich aber auf eine Ordnung hinbewegen, die zunehmend „sichtbar“ wird. Mit dem Konzept des „Attraktors“ wird in der Systemwissenschaft nun genau jenes Phänomen thematisiert: Bei der Entwicklung und Veränderung von dynamischen Ordnungen bewegt sich ein Prozess auf einen Ordnungszustand zu, der sich erst nach und nach etabliert. Es handelt sich hierbei fraglos um ein *teleologisches* Prinzip, das lange Zeit als „obskur“ aus der klassisch-abendländischen Wissenschaft verbannt war und nun über den Begriff des „Attraktors“ wieder in die moderne Naturwissenschaft zurückgekehrt ist. Aus der Perspektive der etablierten Ordnung kann man auch sagen, dass eine noch sehr unvollständige Ordnung bei einem attrahierenden Prozess zunehmend komplettiert wird (sog. „Komplettierungsdynamik“).

Ohne in diesem Kontext auf Details eingehen zu müssen (vgl. Kriz 1992, 1999a, b), lässt sich dieses Prinzip durch Abb. 1 veranschaulichen. Dabei wird auf einen zufällig gewählten Punkt eine Transformation ausgeübt, was einen weiteren Punkt ergibt. Auf diesen wird wieder eine Transformation ausgeübt usw. – und auf diese Weise entstehen immer weitere Punkte. Es handelt sich somit um die iterative Anwendung einer oder weniger (hier: 4) Transformationen. Je nach Transformationsregeln ergibt sich so z.B. ein „Farn“ (Abb. 1 a) oder ein „Ahornblatt“ (Abb. 1 b). Der ganze Vorgang ist als ein dynamischer Prozess zu verstehen, aus dem sich zunehmend die Form (Ordnung) des „Blattes“ bzw. „Farns“ entfaltet. Die Bilder ganz rechts enthalten jeweils 20.000 Punkte, die Bilder in der Mitte jeweils 500 und die Bilder links nur 50 Punkte. Trotzdem kann man bereits zumindest in der Mitte (nur 5% der Punkte) die sich anbahnende Ordnung erkennen.

Die dynamischen Strukturen, Regeln und Ordnungen, um die es im therapeutischen Prozess geht, sind einerseits *kognitive* Strukturen – Bedeutungs- und Sinnstrukturen (in Osnabrück haben wir zu deren Untersuchung den Begriff „Sinnattraktor“ eingeführt), Muster in den Denk- und Argumentationsfiguren, kognitiv-emotionale Schemata etc. Andererseits, und damit verbunden, geht es um *interaktionelle* Strukturen, wie sie z. B. auch durch eine Skulptur oder durch psychodramatische Techniken sichtbar und erfahrbar gemacht werden können.



Abb. 1 a



Abb. 1 b

*Iterative Punkt-Dynamiken aufgrund von je 4 Transformationen (nach Kriz 1992),
Erläuterung im Text*

Das Besondere des dynamischen Entfaltungsprinzips von Ordnungen gegenüber der klassisch-analytischen und synthetischen Vorstellung von Ordnung wird vielleicht durch Abb. 2 noch besser verdeutlicht. Das pflanzenartige Gebilde rechts ließe sich nach üblicher Ordnungsvorstellung (und klassischer Geometrie) durch eine lange Reihe von Anweisungen folgender Art erzeugen: „Zeichne eine senkrechte Strecke von x cm, dann gehe nach y cm von unten im Winkel von z Grad nach rechts und zeichne“. Man bräuchte sehr viele solche Anweisungen – aber im Prinzip wäre es möglich, auf diese Weise genau diese Zeichnung herzustellen (ja, vermutlich gibt es sogar immer noch viele Menschen, die dieses Vorgehen für die *einzig* Möglichkeit halten).

Die andere Möglichkeit ist wieder durch die Bilderfolge, links davor, dargestellt: In diesem Fall handelt es sich um *eine* ganz einfache Operation, die auf das erste Bild links ausgeübt wird. Auf das Ergebnis (2. Bild v. l.) wird nun wieder dieselbe Operation ausgeübt und so fort. Schon nach sechs Wiederholungen („Rekursionen“) ergibt sich auf diese Weise das Bild rechts. Dieser *Entfaltungsprozess* ist freilich ein ganz anderer als bei der *Aneinanderreihung* von Strichen nach den zuerst skizzierten Operationen.

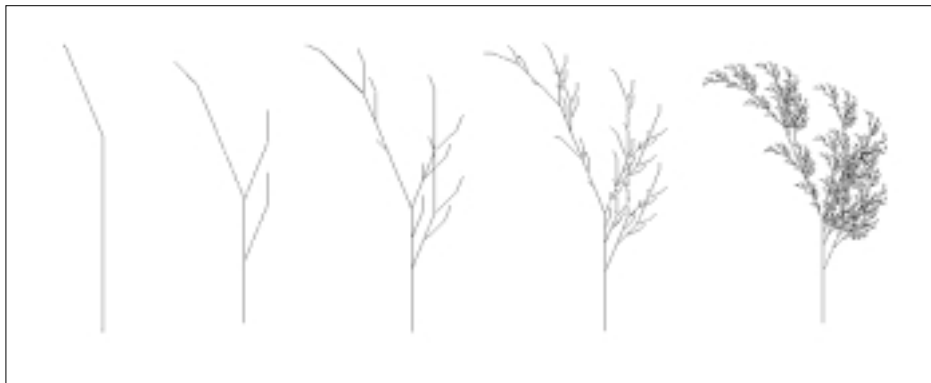


Abb. 2: Rekursion einer einfachen geometrischen Operation

Wenn man solche Entwicklungsprozesse am Computer darstellt und komplexere Endbilder verwendet, so wird deutlich, dass gegenüber der analytisch-synthetischen Darstellungs- und Erfassungsweise der ganzheitlich-intuitive Zugang bereits in einem sehr frühen Stadium (bei einer noch sehr geringen Entfaltung der Ordnung bzw. bei einem sehr kleinen Teil der endgültigen Information) die entstehende Ordnung erfassen und „vorwegnehmen“ kann. Die Ordnung – der Attraktor – steht erst am „Ende“ der Entwicklung (in einem bestimmten betrachteten Entwicklungsfenster), aber die ordnenden Kräfte (in der Synergetik „Ordner“ genannt) in dieser Dynamik manifestieren sich zunehmend auf eine Weise, die für ein kognitives System erkennbar wird. Subjektiv taucht die Ordnung bzw. die „Figur“ dabei „wie aus dem Nebel kommend“ auf – nicht „klares Detail“ an „klares Detail“, das zu einem Ganzen zusammengefügt wird, sondern von vornherein eine ganzheitliche Gestalt bildend, dabei aber von „sehr unklar und verschwommen“ erst zunehmend immer klarer werdend.

Aus dieser Perspektive lässt sich Intuition somit als Fähigkeit charakterisieren, eine sich entwickelnde bzw. entfaltende (oder sich entsprechend verändernde) Ordnung, die erst später analytisch voll beschreibbar wird, schon in einem frühen Entwicklungsstadium in wesentlichen Aspekten ganzheitlich zu erfassen.

Aspekte für die Praxis

Nicht zufällig kamen wir gegen Ende des vorangegangenen Abschnitts, in dem wissenschaftliche Prinzipien einer ganzheitlich-intuitiven Erfassung erörtert wurden, in geometrische – und damit bildlich-anschauliche – Bereiche, während im ersten Teil, in dem gesellschaftliche Widerstände gegen eine stärkere Beachtung der Intuition aufgezeigt wurden, eher von Sprache, Kategorien und Dingen die Rede war. In der Tat wirken Begriffe, Konzepte und Kategorien zusammen mit einer verdinglichenden Sprache als sehr starke kognitive Attraktoren. Im Gegensatz zu den attrahierenden Dynamiken, die bei der Entstehung und Veränderung von Ordnung im „Hier und Jetzt“ intuitiv erfasst werden, handelt es sich allerdings um Attraktoren, die konservativ den Status quo beschreiben und daher gerade *gegen* die Entstehung neuer Ordnung bzw. aktuelle Veränderungstendenzen wirken.

Ein Begriff wie „Verhaltensstörung“ – vielleicht im Kontext der Narration: „Der kleine Hans hat eine Verhaltensstörung“ – wirkt als Verdinglichung und ist gegenüber Veränderungen eher hinderlich, auch wenn „intuitiv“ klar sein mag, dass diese Narration nicht die ganze Wahrheit abbilden kann. Daher versuchen systemische Therapeuten (und ggf. andere) über eine „Verflüssigung“ der sprachlichen Sinnprozesse die Starrheit der Zuschreibungen aufzulösen. Schon die Formulierung „Hans verhält sich gestört“ lässt Fragen aufkommen wie: „Wann?“, und: „In welchem Zusammenhang?“ Und deren nähere Erörterung führt zu einem komplexen Gefüge aus unterschiedlichen Situationen, in denen manches von Hans „Störung“ verständlich wird (z. B. als „natürliche Reaktion“ auf das aktuelle Verhalten seiner Schwester) oder in anderem Licht erscheint (z. B. als „Signal für mehr Aufmerksamkeit“ oder als „Ablenken vom sich anbahnenden Streit zwischen den Eltern“ etc.). „Intuitiv“, mögen dann die Eltern vielleicht sagen, „haben wir immer schon gewusst, dass manches, was Hans tut, etwas anderes bedeutet.“ Aber die attrahierende Macht des Begriffs und Konzepts „Verhaltensstörung“ hatte den intuitiven Blick für die komplexe Vielfalt der Situationen und ihrer Bedeutungen auf diese eine, „in Hans liegende“, „Ursache“ fixiert.

Dieses Beispiel sollte als Illustration dafür dienen, dass Sprache mit ihren üblichen Kategorisierungen, Begriffen und Narrationen Intuition eher behindert – wobei die Vielfalt und Komplexität von Situationen zudem oft auf vereinfachende Alternativen reduziert werden: gut vs. böse, richtig vs. falsch, schuldig vs. unschuldig, krank vs. gesund. Allerdings muss auch immer mitbedacht werden, dass wir ohne Reduktionen und Kategorisierungen nicht überleben könnten (Kriz 1997), so dass es genau genommen nicht darum geht, ohne Kategorien auszukommen, sondern darum, festschreibende und maligne Kategorien zunächst zu verflüssigen, um zu hilfreicheren Sinnkategorien und Deutungen zu gelangen, die Denk-, Deutungs- und Handlungs-Optionen eröffnen.

Wenn man dem zustimmt und die oben skizzierte Bedeutsamkeit einer teleologischen Entwicklungsperspektive angemessen in Rechnung stellt, so ergibt sich daraus ein Plädoyer für die stärkere Berücksichtigung imaginativer Vorgehensweisen zur Förderung intuitiver Prozesse:

Imagination ist gegenüber Sprache eher rechtshemisphärisch und ganzheitlich. Imagination hat einen starken teleologischen Charakter, denn im Kern werden Bilder und Vorstellungen kreiert, die dann erst in Handlungen umgesetzt oder durch Handlungen realisiert werden. Solche imaginativen Vorgehensweisen werden ohnedies (auch) in der systemischen Therapie bereits vielfach verwendet:

So ist beispielsweise die „Wunderfrage“ – „woran würden Sie merken, wenn Sie morgen früh aufwachen, dass X eingetreten ist...?“ – eine typisch imaginative Technik: sie lässt spielerisch Möglichkeiten und Unterschiede in Entwicklungen vor dem geistigen Augen entstehen, die vielleicht erst in der Zukunft (und meist auf noch sehr unklarem Wege) aus dieser Imagination heraus realisiert werden. Und bekanntlich wirken besonders jene „Wunderfragen“, die in der Interaktion zwischen Therapeuten und Klient(en) reichhaltig, suggestiv-überzeugend, detailreich und mit „großer Zugkraft“ ausgemalt werden.

Ebenso ist die typisch lösungsorientierte Frage nach den „Ausnahmen“ (von Leid, Symptomen, belastenden Situation etc.) eine Einladung zur Imagination von Lösungsmöglichkeiten, die zwar bereits vorhanden sind und auch angewendet wurden, die aber durch die bisherigen Sinnattraktoren (und ihre sprachlich-semantischen Kategorien) dem intuitiven Einblick verdeckt blieben. Dies ist übrigens typisch für Attraktoren-Landschaften: Das nächste Tal in einer solchen Landschaft, das ggf. mit einer besseren Lösung (d. h. Gesamtdynamik) verbunden ist, ist hinter den Hügeln der Landschaft verborgen; diese müssen erst überwunden werden, damit sich das System einem neuen Attraktor nähern kann. Es handelt sich dabei aber gerade nicht um fundamental „neue“ Lösungen, sondern um solche, die bereits vorhanden sind, die sich auch schon abgezeichnet haben (darauf zielt ja die Frage nach den Ausnahmen), die aber noch ins kognitive Zentrum gerückt werden müssen, um ihre Wirksamkeit und Attraktivität zu einer veränderten dynamischen Ordnung zu entfalten.

Während es bei Therapeuten im Hinblick auf ihre Intuition um die Förderung der Fähigkeit geht, sich anbahnende Entwicklungen ganzheitlich schon weit früher wahrzunehmen als es der rational-analytische Blick auf die Details erlauben würde, geht es im Hinblick auf die Patienten darum, wie mittels der Imagination die Entwicklung von Zukunftsbildern, beispielsweise in Form von poetischen Narrationen, Metaphern etc. seitens des Therapeuten gefördert werden kann. Wenn dies gut gelingt – und dies setzt einen würdevollen Umgang mit den Motiven hinter den bisherigen Bildern (Leit(d)-Ideen) voraus – können solche Bilder eine fast magische Anziehungskraft entfalten. Der Therapeut entwickelt dann zusammen mit den Patienten einen Entfaltungsraum – eine Art „Play-Space“ –, in dem spielerisch, künstlerisch und kreativ der Intuition Raum gegeben wird um hilfreiche Imaginationen zu entwickeln. Dabei darf „Zukunftsbilder“ nicht zu sehr nur in der Alltagsbedeutung verstanden werden – etwa, „sich ein Bild der Zukunft auszumalen“. Vielmehr geht es auch und besonders um die intuitive Bezugnahme zu noch unklaren, aber schon vorhandenen und ansatzweise gespürten Aspekten des eigenen Erlebens, die sich in der Arbeit und weiteren Entwicklung zunehmend deutlicher manifestieren und auch weitgehend symbolisieren, denn es gehört wohl zum Wesen des Menschen, zu sich selbst

Beziehung aufzunehmen und sich dabei selbst verstehen zu wollen (ein Aspekt, der z. B. beim „Focusing“ im Zentrum der Arbeit steht – vgl. Gendlin 1998).

Diese intuitiven und imaginativen Prozesse sind mithilfe der Sprache aufgrund der oben erwähnten Tendenzen zu Verdinglichungen, Polarisierungen, statisch-logischen Denkfügen (statt dynamisch-flüssigen „fuzzy sets“), reduktionistischen Wahrheitsansprüchen etc. prinzipiell zwar schwerer zu begleiten als beispielsweise mit Techniken der „Expressive Arts“ (Kriz 1999b). Allerdings kann die linkshemisphärische Sprache durchaus verwendet werden, um rechtshemisphärische Prozesse zu initiieren und zu unterstützen – was ja neben der Verwendung von künstlerischer Sprache (Poetry, Metaphern etc.) bereits auch in Aufstellungen, Skulpturen und anderen verbalen Anleitungen zur Förderung nichtverbaler Prozessaspekte geschieht. Es geht somit nicht um die Verwendung von Sprache per se, sondern um die Art dieser Verwendung.

Wenn es mir beispielweise gelungen sein sollte, mit diesem in Sprache gegossenen Text (neben zwei Abbildungen) in den Lesern Imaginationen über mögliche kleine Veränderungen in der Arbeitsweise bzw. deren Rekonstruktion zu wecken, so ist der Zweck dieses Beitrags erfüllt.

Literatur

- Buber, M. (1974). Ich und Du. Gerlingen: Lambert Schneider.
- Gendlin, E. T. (1998). Focusing. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- Kriz, J. (1992). Chaos und Struktur. Systemtheorie Bd. 1. München, Berlin: Quintessenz.
- Kriz, J. (1997). Chaos, Angst und Ordnung. Wie wir unsere Lebenswelt gestalten. Göttingen/Zürich: Vandenhoeck & Ruprecht (Vandenhoeck Transparent, Bd. 42).
- Kriz, J. (1999a). Systemtheorie für Psychotherapeuten, Psychologen und Mediziner. Eine Einführung. Wien: Facultas/UTB.
- Kriz, J. (1999b). On Attractors - The Teleological Principle in Systems Theory, the Arts and Therapy. POIESIS. A Journal of the Arts and Communication, pp. 24-29.
- Kuhl, J. (2001). Motivation und Persönlichkeit. Interaktion psychischer Systeme. Göttingen: Hogrefe.
- Rogers, C. R. (1986). Ein klientenzentrierter bzw. personzentrierter Ansatz in der Psychotherapie. In: Rogers, C. R. & Schmid, P. F. [Eds.] (1991). Person-zentriert. Mainz: Matthias Grünewald, pp. 238-256.
- Sacks, O. (1990): Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- Sparrer, I. & Varga von Kibéd, M. (2000). Ganz im Gegenteil. Tetralemmaarbeit und andere Grundformen Systemischer Strukturaufstellungen – für Querdenker und solche, die es werden wollen. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.

Prof. Dr. Jürgen Kriz
Universität Osnabrück, FB 8
49069 Osnabrück